

# Meine Mutter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lesbenfront**

Band (Jahr): - **(1982)**

Heft 15

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632020>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Meine Mutter

Seit ich die Welt vom Standpunkt der Frauenunterdrückung her betrachte, habe ich eine Art zärtliches Mitleid für meine Mutter. Ich frage sie aus über ihr Leben und sie erzählt viel - und wie mir scheint gern -, denn zuhören kann sie nicht und das ist mir nur recht so. Früher habe ich sie gehasst. Meine zehn Jahre jüngere Schwester hat mir einmal gesagt, ihre Erinnerung an mich bestünde in Streit und Tränen am Mittagstisch.

Meine Mutter wollte aus mir eine lebensstüchtige Frau machen, was immer das auch heissen mag, und alle Tendenzen, die ihrem Bild zuwiderliefen hat sie heftig bekämpft. Weil wir uns nie richtig miteinander auseinandersetzten, hatte ich keine Chancen, meine Ideen, Neigungen oder Fürze mit Unterstützung oder Verständnis der Eltern auszuleben.

Ich habe es dann auch genossen, meiner Mutter ins Gesicht zu sagen, sie verstehe nichts von mir und kenne mich nicht, auch wenn sie sich das Gegenteil noch so sehr einbilde. Oft habe ich mir ausgemalt, dass ich sterbe, und mir die gramgebeugten Eltern vorgestellt. Und manchmal habe ich mir gewünscht, sie kämen aus den Ferien nicht zurück und ich könne endlich machen, was ich wolle. Diesen Wunsch habe ich "natürlich" nachträglich immer heftig bereut.

Die schlimmsten Erinnerungen an meine Mutter sind diejenigen, verbunden mit meinem Körper. Ich kam tausendmal - so kommt es mir vor - aus Ferien/Lagern/Arbeitswochen zurück und das erste, was meine Mutter sagte, wenn sie in scheinbar besorgtem Tonfall redete, war: Häsch wider zuegnah? oder, was anerkennend klang und seltener war: Häsch ja abgnah!

Letzteres bekomme ich in den letzten Jahren eigentlich jedes Mal zu hören, wenn ich auf Besuch gehe. Meine Schwester und ich schauen uns jeweils an und schreien "Hilfe" und meine Mutter lächelt leicht verlegen, weil sie etwas Dummes gesagt hat. Ohne meine Schwester habe ich die Tendenz, kalt zu sagen "im Gegenteil" oder "so". Noch immer bin ich in diesem Punkt verletztlich, denn ich hasste nicht nur meine Mutter, sondern auch mich und meinen Körper.

Ich habe jahrelang gefressen, was in mich hineingegangen ist. Als meine Mutter anfang, mir den Papierkorb zu durchwühlen und mir triumphierend meine Sünden vorzuhalten, begann ich, alle Abfälle in Säcke zu stopfen und morgens auf dem Weg zur Schule in irgendwelchen öffentlichen Papierkörben zu deponieren. Abends kaufte ich zum Beispiel sechs Chübeli-Glace, die genau richtig angeschmolzen waren, bis ich zu Hause ankam und englische Cakes, etliche Rollen Guetsli und ein paar Tafeln Schokolade. Und am Morgen, wie gesagt, musste ich mein Zimmer "entsorgen". Auf diese Weise konnte ich bei Tisch schön wenig essen, denn meine Mutter wollte mir manchmal kein zweites Mal schöpfen, oder wenn, dann wenig, oder sie verschrieb mir Knäckebrot, Früchte, Minviti und ähnliches Zeug. Auch schenkte sie mir eine Kalorientabelle, und einmal hat sie mich ins Charmaine-Institut geschleppt und angemeldet und ich ging ein halbes Jahr regelmässig dorthin und versuchte "schlank" zu werden. Vor lauter sonstiger Verweigerung ist es mir gar nicht in den Sinn gekommen, nicht hinzugehen. Und ich wäre ja auch zu gerne "schlank" gewesen!

Diese Demütigungen in Form von körperlicher Fertigmacherei kann ich meiner Mutter auch mit dem nachsichtigsten Feministinnenaugen nicht verzeihen. Ich begreife noch heute nicht, warum sie nicht gemerkt hat, was sie anrichtet. Irgendwie, denke ich, müssten auch feministisch bewusstlose Frauen merken, dass sie "ihre Liebsten" kaputt machen. Aber vielleicht kommen sie über das Merken nie hinaus. Sie hat mich in Geschäfte geschleppt, um besorgt feststellen zu können, dass mir die Kleider nicht gehen und ich halt abnehmen müsse. Dass ich nicht so viel lesen sollte, sondern mich bewegen. Ich sei so ein Pflatsch. Sowas Faules wie mich gebe es nicht noch einmal...

Andererseits wurde mir der Ausgang verboten mit der alleserschlagenden Begründung: die Welt gehe auch ohne mich weiter. Und den Kleidern, die ich liebte und mir selber organisierte, konnte es passieren, dass ich sie zerfetzt eines Tages im Kehrriech fand, wenn ich sie überhaupt noch aufspüren

konnte. Ein Stück Hohlraum einer über alles geliebten Seidenbluse habe ich noch heute - und wenn es mir in die Finger kommt, wird mir noch heute ein bisschen schlecht.

Wie habe ich meine Mutter gehasst für all das unangenehme Zeug, das sie mir vermittelt hat. Doch ganz lösen von der Frau, die meine Mutter ist, kann ich mich nicht. Ab und zu höre ich mich reden und dann überfällt es mich: Genau wie meine Mutter! Ich finde es ungeheuerlich, was Mütter für ihre Kinder tun - und was sie ihnen antun auch. Ich will keine Mutter sein.

Gina M.

*Nach dem Schreiben träumte ich in der folgenden Nacht, dass ich ein Kind bekommen hätte...*

## tochter sein dagegen sehr

Von keiner habe ich je soviel Zuwendung erhalten, wie von meiner Mutter. Irgendwie ist das nicht besonders erstaunlich, ist sie doch die Frau, die ich am längsten kenne. Die Zuwendung, die ich von meiner Mutter bekomme, ist zuverlässig und scheinbar unverbrüchlich. Einen Teil dieser Liebe kann ich erwidern - was die Zuwendung anbelangt, die sich zum Teil im Wunsch nach mehr Kontakt mit mir äussert, kann und will ich nicht mithalten. Wenn ich mir genau überlege, und das tu ich gezwungenermassen oft, aus was diese Zuwendung besteht und vor allem aus was sie resultiert, so kann ich sie zwar akzeptieren, aber manchmal belastet sie mich auch. Mütterliche Zuwendung und Aufopferung sind zwei Grössen, die ich in einem untrennbaren Verhältnis erlebt habe. Zwar kann ich sie manchmal unterscheiden, das heisst Zuwendung oder Aufopferung getrennt sehen und auch so erleben, aber schon im nächsten Augenblick können die Grenzen ineinander fliessen. Die Zuwendung, die ich als Kind erlebt habe, bestand für mich zu einem grossen Teil aus Besorgtheit und Aengstlichkeit. Sie war manchmal einengend, diese Mutterliebe. Da war die Angst, ich würde mit den 'Falschen' Kindern in Kontakt kommen, unter schlechte Einflüsse und folglich auf den falschen Weg geraten, dann die Angst, ich würde zuwenig essen, krank und schwach werden. Oft musste ich noch bei Tisch nachsitzen, um allen aufzuessen, was, wie ich schon damals den Verdacht hatte, mehr mit Erziehung zur Zucht zu tun hatte, als mit Besorgtheit. Oft stopfte ich die letzten Bissen in die Backen und verliess wortlos den Tisch, um die ganze Misere ins Klo zu spucken. Dann war da die Besorgtheit meiner Mutter, ich könnte verunglücken, was weitere Einschränkungen mit sich brachte: kein Velo haben, und wenn dann endlich, nicht damit auf der Strasse fahren. Dann die Angst, ich könnte mich erkälten, was tatsächlich sehr oft der Fall war. Aber natürlich auch hier Einschränkungen: keine Kniesocken, sondern

Wollstrumpfhosen, bis es 'wirklich warm' war, das heisst bis meine Mutter fand, jetzt sei es warm genug. Es gäbe noch unzählige Episoden und erzieherische Massnahmen, die unter dem Etikett "mütterliche Zuwendung und Besorgtheit" segelten. Ich mag sie nicht aufzählen. Bloss, dass ich sie,



meine Mutter, oft hasste für ihre übermässige Besorgtheit und natürlich Schuldgefühle hatte deswegen. Schuldgefühle sind die zuverlässigsten Gefühle, Gefühle, die ich früh kennen gelernt habe und die ich nie weit suchen muss; sie sind immer prompt zur Stelle, stets griffbereit, wenn auch unerwünscht.

Heute habe ich Mühe, Liebe anzunehmen. Ich verbinde diese Mühe damit, dass meine erste Erfahrung von Liebe zugleich die Erfahrung von Aufopferung war. Liebe verbunden mit Aufopferung gibt Schuldgefühle, und unabdingbar damit verbunden das Gefühl, nicht wirklich geliebt zu werden. Schliesslich beinhaltet Aufopferung etwas von sich weggeben, seufzend, gezwungenermassen, jedoch nicht freiwillig, nicht als autonome Person, sondern als Sklavin ihrer selbst und ihrer Lebensumstände. Das klingt sehr dramatisch, fast anstössig, weil so altbekannt und abgedroschen.